Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 29 (1942)
Heft: 9

Artikel: Fremde Dienste
Autor: Meyer, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-86970

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Löwe von Luzern, von Bertel Thorwaldsen (1770–1844), errichtet 1821 zur Erinnerung an den ruhmvollen Untergang der Schweizergarde beim Tuilerien-Sturm am 10. August 1792. Die Umgebung wurde erneuert und umgestaltet anlässlich des 150. Gedenktages im Jahr 1942. Nähere Angaben und Abbildungen finden sich im Chronikteil dieses Heftes.

Fremde Dienste

I. Der Löwe von Luzern

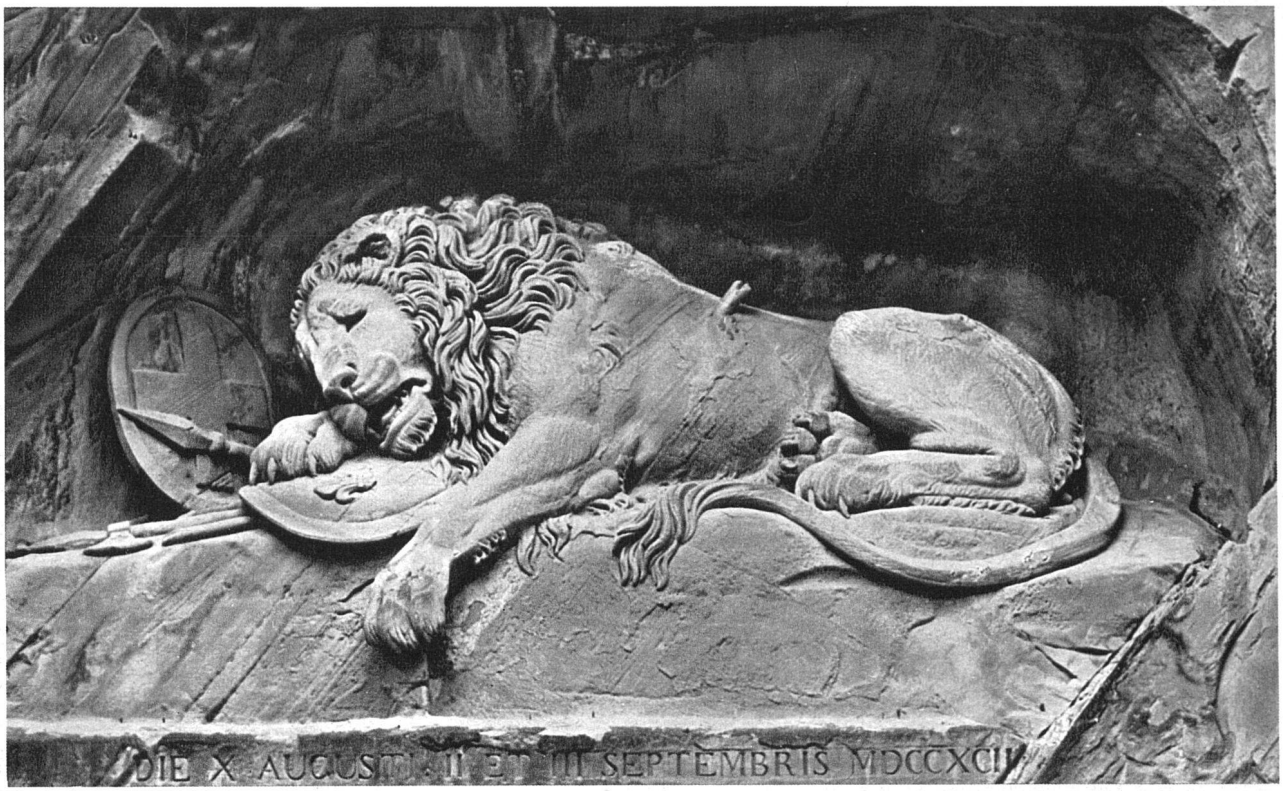
Am 10. August jährte sich der Untergang der Schweizergarde in Paris zum hundertünfzigstenmal — jenes historische Ereignis, zu dessen Gedächtnis Thorwaldsens Löwen-Denkmal in Luzern errichtet wurde. Einst weltberühmt und ein Anziehungspunkt ersten Ranges für alle Besucher Luzerns, ist es in den letzten Jahrzehnten im öffentlichen Bewusstsein etwas verblichen, wozu die massenhaften industriellen Nachahmungen in Bronze, Marmor, Holz, Gips und Alabaster Erhebliches beigetragen haben, die das monumentale Original zur Nippsache verniedlichen. Demgegenüber darf wieder einmal daran erinnert werden, dass dieses Denkmal ein Meisterwerk ist, schon als Idee ein einmaliger Wurf, einzigartig in seiner glücklichen Verbindung von romantischer Situation und klassischer Monumentalität.

Die Umgebung war von Anfang an als empfindsam-romantischer Landschaftsgarten ausgebildet; sie ist dann immer mehr ins halb Kindlich-Rührende, halb Läppisch-Aergerliche entartet und in die phantastisch-kitschige Atmosphäre des «Gletschergartens» einbezogen worden, der seinerseits aus einer Naturveranstaltung ersten Ranges eine Fremdenattraktion dritten Ranges wurde — um schliesslich fast wieder surrealistisch zu wirken. Nun ist der ärgerliche Kleinkram beseitigt, die Umgebung des Denkmals ist vereinfacht, und keine komischen Akzente trüben den Eindruck.

HELVETIORUM FIDEI AC VIRTUTI

heisst die Widmung: «der Treue und der Tüchtigkeit der Schweizer» im besonderen Gedenken an die Verteidigung der Tuilerien, die mit 710 Toten und 200 Ueberlebenden endete.

Die Gewohnheit, Solddienst im Ausland zu nehmen, hat bekanntlich die allerverschiedensten Beurteilungen erfahren; über ihre Licht- und Schattenseiten ist hier nicht zu rechten. Die Tatsache, dass dieses Denkmal auf eigentümliche und unauflösliche Art zu einem Bestandteil des Luzerner Fremdenverkehrs geworden ist, gibt aber Anlass zu einigen Ueberlegungen. «Pas d'argent, pas de Suisse» heisst ein französisches Sprichwort. Das gilt für die alten Söldner so gut, wie für unsere heutige Qualitätsindustrie und für den Frem-



Der Löwe von Luzern Photo: Gaberell, Thalwil

denverkehr. Wahrscheinlich war der Satz meist abfällig gemeint, und doch lässt er sich unschwer ins Positive wenden: man musste sich die Qualitätsarbeit etwas kosten lassen, aber dann wusste man auch, was man für sein Geld bekam. Es bedeutet keine Degradierung, wenn wir selbst den Untergang der Schweizergarde einen Augenblick lang nicht nur unter dem heroischen, sondern dem nüchtern geschäftlichen Gesichtspunkt betrachten, unter dem die meisten der Gardisten Dienst geleistet haben. — Auslandschweizer, denen das Vaterland nicht Verdienstmöglichkeiten genug bieten konnte, suchten Anstellung beim König von Frankreich, von Spanien, von Neapel, in England, in den Niederlanden — in einer ausländischen Firma sozusagen, mit der sie innerlich nichts verband, kein nationales Zusammengehörigkeitsgefühl, keine traditionelle Anhänglichkeit, wie sie zwischen einem angestammten Herrscherhaus und seinen Landeskindern gegeben war, sondern einzig ein geschäftlicher Vertrag auf der Grundlage einer technisch sauberen Geschäftsmoral, für die es sich von selbst versteht, dass man für das gute Geld, das man fordert, seinerseits Qualitätsarbeit leistet und seinen Vertrag einhält — das Risiko des Todes eingeschlossen.

Vielleicht liegt darin mehr Grösse als in jeder rauschhaften und gefühlsbetonten Heldenpose.

II. Fremdenindustrie

Zartbesaitete Gemüter haben sich schon über dieses herzlose Wort entrüstet — mit Unrecht. Denn es ist die sachlich nüchterne, ausnehmend saubere Bezeichnung für ein geschäftliches Verhältnis, das im einzelnen seines Vollzugs persönliche Anteilnahme und Herzenswärme keineswegs ausschliesst, diese aber nicht zur Grundlage haben kann — das ist so selbstverständlich, dass es keinen Zweck hat, etwas anderes vorzugeben. Wir haben so wenig Ursache und die Möglichkeit, Feriengäste umsonst zu bewirten wie irgendein anderes Land, und keinen Grund, uns dessen zu schämen. Auch hier liegt dann die Würde dessen, der sich bezahlen lässt, darin, dass er für den verlangten Preis das Allerbeste in bester Form bietet — wie bei jedem Geschäft.

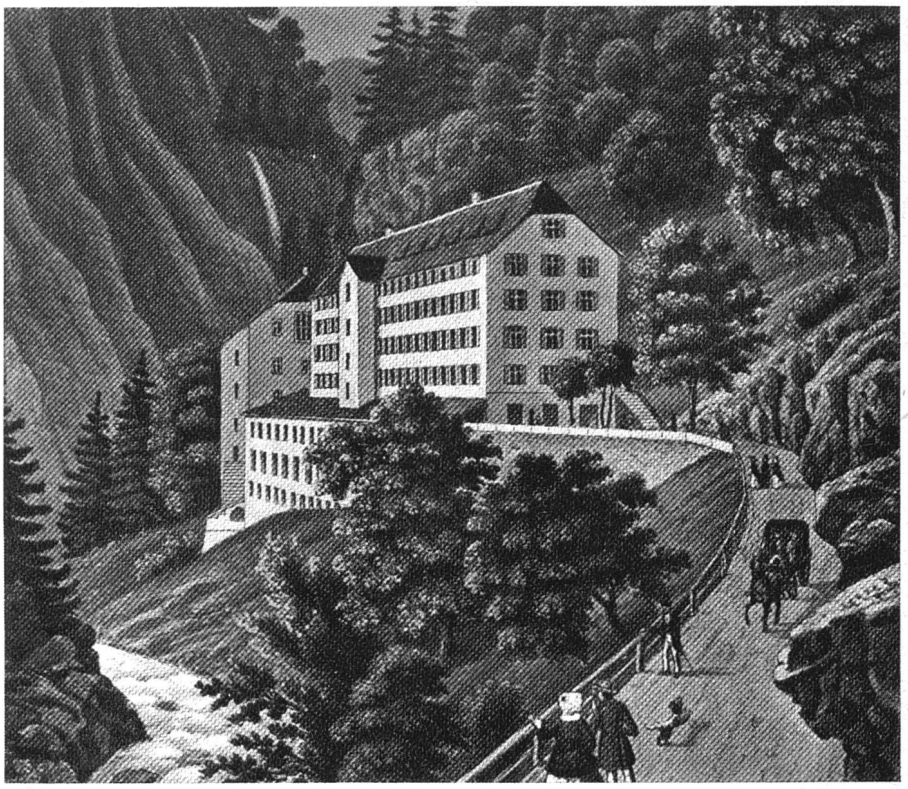
Es hat darum nichts Herabsetzendes, wenn das alte Söldnerwesen und das Löwen-Denkmal in Luzern, das an seinen ruhmvollen Abschluss erinnert, in die Nähe des Fremdenverkehrswesens gerückt ist, das seinerseits den gleichen moralischen Gefahren, aber auch den gleichen Missdeutungen ausgesetzt ist. Solddienst und Fremdenverkehr entspringen der gleichen Notwendigkeit, aus den natürlichen Gegebenheiten eines nach volkswirtschaftlichen Begriffen armen Landes den Unterhalt für seine Bevölkerung herauszuholen; beides bringt die Gefahr, dass diese Notwendigkeit zu einer würdelosen Unterordnung unter den Fremden führt, den man nun einmal braucht, die Gefahr, sich und das Land zu verkaufen, gegen die es keine andere Schranke gibt als die anständige Gesinnung der Beteiligten. Für den Söldner war es geradezu die Voraussetzung seines Wertes, dass er nicht im Milieu des fremden Landes aufging, dass er auch im Ausland ein

Unsere Bilder

sind — soweit überhaupt bewilligungspflichtig — zur Veröffentlichung freigegeben unter Nr. 7511 BRB 3. 10. 1959.

Da jeweils nicht der Einzelfall, sondern der Typus besprochen wird, den das einzelne Beispiel repräsentiert, ist der Name der Örtlichkeit (mit wenigen Ausnahmen) weggelassen, auch sind vielfach ältere Aufnahmen verwendet, die dem heutigen Zustand der Objekte nicht mehr entsprechen.

Die Photographen siehe S. 225.



Kurhaus um 1800.

Kristallhaft reiner Kubus ohne jede architektonisch-künstlerische Ambition, man möchte sagen «Architektur vor dem Sündenfall». (Bad Pfäfers, Ausschnitt aus einem Aquatinta-Blatt.)

Fremder — ein Schweizer blieb. Und genau entsprechend ist die wichtigste Voraussetzung für unsere Fremdenindustrie, dass unser Land seine landschaftliche Eigenart und dass unsere Hotellerie den schweizerischen Charakter beibehält.

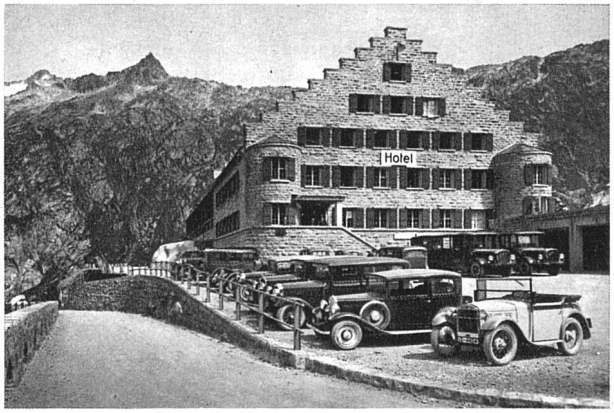
III. Hotelbauten

Um vom Allgemeinen ins Speziellere zu kommen: es ist nötig, dass unsere Hotelbauten und sonstigen, dem Fremdenverkehr dienenden einzelnen Anlagen, wie Strassen, Bahnen, Sportplätze, Bäder usw. den Charakter der Landschaft im ganzen nicht zerstören dürfen, dass sie vielmehr immer im Hinblick auf die Landschaft und das Gesamtbild des betreffenden Ortes angelegt sein müssen. Gegen diese Forderung hat der schweizerische Hotelbau sich jahrzehntelang schwer versündigt — ja er war geradezu blind dafür. Im kurzsichtigen Hinblick auf die Rendite im einzelnen hat man an vielen Orten die Landschaft, die man den Gästen erschliessen wollte, geradezu verwüstet. Bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts ist ein gewisser instinktiver Takt in der Anlage der Hotelbauten fühlbar, dann kommt die Inflation der Architekturformen, die sich auf dem Gebiet des Hotelbaus ganz besonders verheerend auswirkte, weil hier eine festliche Steigerung der Formen erwünscht und erlaubt ist — sofern sie eben nicht ins Gemeingefährliche wuchert. Worüber wir heute staunen, ist der radikale Mangel an Einfühlungsvermögen in die gegebene Situation, die aus vielen Bauten der Zeit etwa von 1880 bis 1905 spricht. Es hat etwas geradezu Unheimliches, wie es manchen Hotelbauten dieser Zeit gelingt, in die herrlichste Landschaft die triste Atmosphäre grossstädtischer Hinterhäuser zu zaubern, so dass hier die Fremden für ihr Geld «pas de Suisse» finden.

Heute stellt sich nun das Problem, heillos komplizierte Situationen wieder zu entwirren, manchen Zentren des Fremdenverkehrs, die durch eine wilde Entwicklung zu einer wahren Hölle planlos umhergestellter Hotelaggregate geworden sind, durch überlegte Abbrüche überalterter Gebäude wieder eine gewisse räumliche Struktur zu geben, sich zu überlegen, welche der bestehenden Bauten durch vereinfachende Umbauten und verbindende Anbauten verbessert werden können, so dass man sich ihrer in Zukunft nicht mehr wie bisher zu schämen hat.

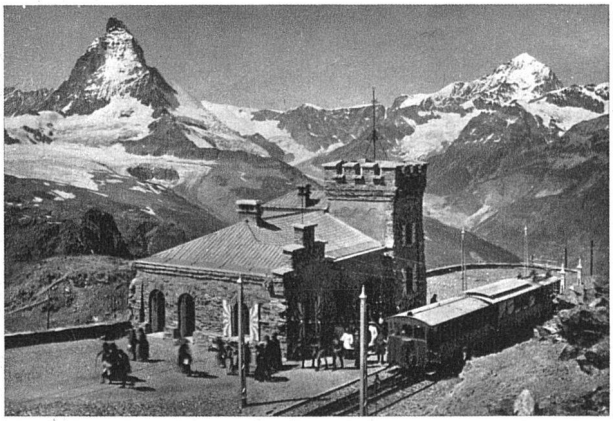
Eine der Voraussetzungen hiefür ist der Ueberblick über das Vorhandene, der eigentlich bisher noch nie unternommen wurde. Wir versuchen im folgenden wenigstens in skizzenhafter Art einen solchen Ueberblick über die Haupttypen der Hotelbauten zu bieten, selbstverständlich ausschliesslich unter dem Gesichtspunkt ihrer architektonisch-ästhetischen Erscheinung, denn nur über diese lässt sich etwas Allgemeines sagen, während die Bedürfnisfrage, die Frage des baulichen Zustandes, der Qualität der Führung usw. von Fall zu Fall entschieden werden muss. In Hotelierkreisen ist man geneigt, der architektonischen Erscheinung nicht viel Aufmerksamkeit zu schenken, und sicher wird ein hervorragend gut geführtes Hotel in schlechten architektonischen Formen einem architektonisch schönen, aber schlecht geführten Hotel stets

Altes Hospiz, vorbildlich schöner, schlichter Block, etwas entstellt durch die überflüssigen Aufschriften. Nur diese, nicht das Bauwerk appellieren ausdrücklich an den Betrachter.



Neues Passhotel, betonte «Aufmachung» durch Treppengiebel, Granitmauerwerk, Erker. Nicht «schlecht», aber trotz viel grösseren Aufwandes und Volumens banaler als das obige Beispiel.

Noch ein Schritt weiter: das betonte Auftrumpfen des Menschenwerkes gegenüber der Natur wirkt lächerlich.



überlegen sein — aber so darf die Frage nicht gestellt werden. Denn ebenso sicher wird unter zwei gleich gut geführten Hotels — und nur diese zu vergleichen hat Sinn — das architektonisch sympathischere die zahlreicheren Gäste anziehen und darüber hinaus die bessere Reklame für den Ort im ganzen bilden als das schlechte.

Ich sage mit Absicht «sympathisch» und nicht «gut», denn das, was dem Publikum gefällt, fällt nicht ohne weiteres mit der objektiven künstlerischen Qualität eines Bauwerks zusammen. Damit berühren wir einen Punkt, den sich vor allem die Architekten genau überlegen müssen — ein «Problem mit Hörnern». Im Idealfall deckt sich selbstverständlich beides: architektonische Qualität und Publikumsgeschmack. Aber wo sind die Stellen, wo beides auseinanderklaffen kann und wie ist beides dann vielleicht doch wieder zur Deckung zu bringen?

Das erste und die Voraussetzung alles übrigen wäre, darüber Klarheit zu gewinnen, was der Feriengast eigentlich von seiner Ferienumgebung in architektonischer Hinsicht fordert — eine Analyse, die wegen ihrer Schwierigkeit noch nie in Angriff genommen wurde. Wir massen uns auch nicht an, sie unsererseits zu unternehmen, wir begnügen uns damit, Vermutungen anzumerken, die von kompetenter Seite — etwa von einem psychotechnischen Institut oder einem «Gallup-Institut» — nachzuprüfen wären.

In erster Linie sucht der Feriengast doch wohl «Entspannung», also das, was ihm seine tägliche berufliche Tätigkeit nicht bieten kann. Der angestrengt Tätige sucht Ruhe, der an einen bestimmten Arbeitsplatz Gebundene sucht Bewegung, der Kopfarbeiter körperliche Betätigung. Zwischen der Ferienstimmung und der Werktagsstimmung besteht eine ausgespro-

Sachlichkeit
Um 1900.

chen gegensätzliche Spannung; die Ferien sollen gerade das bieten, was der Werktag nicht bieten kann, sie sollen die Einseitigkeit des Berufslebens um die ihm fehlenden Seiten kompensieren und das spezialisierte Leben zur Totalität ergänzen. Es dürfte daher nur logisch sein, ein solches Gegensatzverhältnis auch für die gewünschte architektonische Umgebung anzunehmen, nur kompliziert sich die Situation dadurch, dass als dritter Faktor zum Arbeitsplatz und Ferienplatz noch das häusliche Milieu des Gastes kommt, das seinerseits schon in einem bestimmten Gegensatzverhältnis zur beruflichen Umgebung des Gastes steht, so dass eine Mischung aus Haus- und Berufsstimmung auf der einen Seite der Ferienstimmung auf der andern gegenübersteht. Wer aus kleinbürgerlichen Verhältnissen kam, schwärmte in den achtziger Jahren für das Palasthotel, wer in altmodischen, dunklen Räumen wohnt und arbeitet, wird in den Ferien betont moderne, helle Räume besonders begrüssen, wer beruflich viel mit dem Publikum zu tun hat, wird wahrscheinlich die Einsamkeit suchen und die Intimität eines kleinen Pensiönchens, der für sich allein Arbeitende umgekehrt die Gesellschaft. Für den Industriellen und höheren Angestellten aus einem kleineren Industrieort mit beschränktem gesellschaftlichem Leben wird der belebte Speisesaal eines Grand-Hotels einen ganz anderen Reiz haben als für den von gesellschaftlichen Verpflichtungen überlasteten Städter, der seinerseits das ausgesprochen Ländliche zur Erholung sucht. Wer in räumlich knapp durchkalkulierten, hellen, modernen Räumen wohnt oder arbeitet, wird für die Ferien vielleicht gerade das Ungebunden-Weiträumige, das Primitive einer Klubhütte und sogar das ausdrücklich Altmodische und Dunkle vorziehen und

(Fortsetzung S. 224)

Solche Hotelkästen mit Kiesklebedach galten vor 20 bis 30 Jahren als Inbegriff des Hässlichen. Im Grunde haben sie aber die gleiche, technisch-nüchterne Anständigkeit der Beispiele S. 212/13. Ihre substanzlose Dünne ist ein Zug echter Modernität, sie erscheint hier stilisiert, während sie an Gebäuden in historisierender Aufmachung stört (siehe auch S. 222).

Solche Bauten sind nicht «schön», aber auch nicht ausdrücklich «hässlich»; auch sie haben noch das Kristallhafte der Beispiele S. 212 und stören die Berglandschaft nicht.

Grosser Flachdachkubus der vorigen Art, mit Holzdetail «verschönert». Diese Zutaten haben durch ihre unschuldige Naivität und die zaghafte Kleinteiligkeit des Maßstabes etwas Rührendes — verglichen mit dem, was später kam.

BIBLIOTHEK der E. T. H.
ZÜRICH

die «unnötig» grossen und hohen Zimmer unserer alten Hotels besonders schätzen — in dieser so unrationellen Grösse liegt eine Chance, in der die nach modernen Gesichtspunkten erbauten Hotels den alten niemals den Rang ablaufen können.

Es ist wichtig, dass man sich diese antithetische Struktur vor Augen hält, wenn man die gegenwärtige Kultursituation im ganzen und die Architektursituation im besonderen verstehen will. Nicht wir Schweizer haben die Schönheit unseres Landes entdeckt, sondern die reisenden Fremden; nicht die Aelpler haben das Bergsteigen erfunden, sondern die Gäste aus dem bereits industrialisierten England. Nicht der Arbeiter und der Ingenieur haben die Schönheit der Maschine entdeckt, sondern Maler, Architekten, Intellektuelle aus bürgerlich-traditionalistischem Milieu, und die moderne Welle von «Heimstil» wird nicht von den Bauern getragen, sondern von den Großstädtern. Nicht dass man das nun zu Tode hetzen und als Passepartout für alle Gegensätzlichkeiten ansehen dürfte — dafür gibt es viel zu viele weitere Komponenten und Sonderfälle — aber im grossen lässt sich doch vieles damit verstehen — gerade auch Erscheinungen wie die so stürmisch erwachte Vorliebe für echte und falsche Antiquitäten, für Bauernmöbel und den ganzen «internationalen Heimatstil», der heute in Publikums- wie in Architektenkreisen so viel Verwirrung stiftet.

IV. Stilfragen des Hotelbaues

Ueber die volkswirtschaftliche Wichtigkeit der Hotellerie sind keine Worte zu verlieren und auch nicht über ihre krisenhafte Situation. Die Ausstellung im Kunstgewerbemuseum Zürich «Die Schweiz als Reiseland» hat das Verdienst, diese Wichtigkeit und zugleich die architektonisch-ästhetische Seite des Problems auch dem Laien eindringlich vor Augen geführt zu haben. Bei keiner anderen Bautengattung ist die äussere Erscheinung so unmittelbar wirtschaftlich wichtig wie hier, denn nächst der Qualität der Führung ist die «Stimmung» eines Hauses oder Gastlokals für den Besuch entscheidend.

Zur Zeit sind grossangelegte Sanierungsaktionen für die schweizerische Hotellerie im Gang. Ein Bundesamt wurde geschaffen, andernorts gehen grosse Projekte auf der Grundlage der privaten Initiative der ortsansässigen Hotelgesellschaften ihrer Abklärung entgegen, was ganz besonders zu begrüssen ist — soviel wir wissen, sind schon zahlreiche Architekten mit höchst interessanten Vorarbeiten beschäftigt, über die man noch nicht berichten darf, doch hoffen wir, sie später zeigen zu können. Da ist es vielleicht nicht unnötig, einmal den Versuch zu unternehmen, den Ueberblick darüber zu gewinnen, was an verschiedenen Stiltypen des Hotelbaues eigentlich vorhanden ist. Die Entwicklung seines architektonisch-ästhetischen Ausdrucks wäre eines der interessantesten Kapitel der neueren Stilgeschichte, das einer eingehenden Behandlung wert wäre — hier kann sie nur skizzenhaft angedeutet werden. Eine solche Bestandesaufnahme zwingt dazu, sich gern oder ungern mit allen «Stilarten» der letzten sieben Jahrzehnte auseinanderzusetzen, die wir sonst ziemlich in Bausch und Bogen als «entartete Architektur» zu taxieren pflegen — aber die weitaus grösste Zahl der vorhandenen Hotelbauten stammt nun einmal aus dieser Zeit, und es hat sogar einen eigenen Reiz, sich darüber Rechenschaft zu geben, was sich die Erbauer wohl jeweils dabei gedacht haben mögen. Infolge des schon Jahrzehnte bestehenden Hotelbauverbotes steht diesem alten Bestand nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz an Neubauten gegenüber — einige Sporthotels und Sanatorien an Plätzen, die sich erst neuerdings stärker entwickelt haben, und auch unter diesen überwiegt eine oft fragwürdige Art von Modernität jene seltenen Beispiele, die von guten modernen Architekten errichtet wurden.

Auf die Feststellung des Bestandes folgt dann die Frage, was damit geschehen soll. Die Notwendigkeit einer Modernisierung durch den Einbau moderner Installationen ist so selbstverständlich, dass darüber nicht zu reden ist. Aber wie verhält es sich mit dem architektonischen Ausdruck? Soll man sich bemühen, alten Bauten ein «modernes» Gesicht zu geben? Oder modernen Bauten ein «altes»? Für beides gibt es Beispiele genug, die beweisen, dass in diesen Dingen in den Kreisen der Hoteliers und ihrer architektonischen Berater überhaupt keine bestimmte Meinung vorliegt; man tastet — im ganzen gesehen — reichlich planlos herum, und das Ergebnis ist, dass bei vielen Umbauten mehr verdorben als verbessert wird.

Es gibt eine ganze Anzahl von Hotels, die wohl mit keinen Mitteln zu retten sind. Es ist dies in erster Linie der Typus des irgendwo frei in die Landschaft gestellten Grand-Hotels von ausgesprochen palastartigem Typus. Dieser Typus ist nur in den Städten und in einigen grossen Fremdenorten von mehr oder weniger städtischem Charakter heute noch lebensfähig, eine ganze Anzahl der übrigen wird man abbrechen müssen, sofern sich nicht irgendwelche Aemter, Anstalten usw. darin unterbringen lassen. Eine andere Gruppe grosser Bauten lässt sich architektonisch erträglicher gestalten durch Vereinfachung des Aeussern und der innern Ausstattung, wie dies der Vorschlag von Karl Egender für Engelberg zeigt — bei manchen genügen schon bescheidene Vereinfachungen, um den von späteren Umbauten entstellten, ehemals guten Kubus wieder in Erscheinung treten zu lassen.

Für die weitaus meisten mittleren oder kleineren Bauten bis zu den einfachen Restaurants dürfte — mit allem Vorbehalt gesagt — der Satz gelten, dass

sie in erster Linie in ihrer eigenen Art, die sie nun einmal haben, zu pflegen und zu vervollkommnen sind. Es ist merkwürdig, wie blind die meisten Besitzer für die Verbesserungsmöglichkeiten sind, die ihr Haus effektiv bietet, und wie oft vorhandene Schönheiten durch ungeschickte Modernisierung erst noch endgültig verdorben werden. Es gibt Wirtschaften in alten Holzhäusern, die stolz verkünden, dass Lord Byron und Goethe in ihnen übernachtet haben — und innen ist das Sälchen mit einer Tapete mit dummen Zickzackmustern in Gold auf blutrotem Grund im expressionistischen Stil der Inflationszeit tapeziert, und die Beleuchtungskörper haben «aparte» Zickzackeinfassungen aus Strohgeflecht. Oder man hat einen Tanzsaal mit Spiegeln in schwergoldenen Louis-Philipp-Rahmen mit ausgerundeten Ecken, woraus sich ohne viel Aufwand durch weisse Vorhänge, starkfarbig blau oder rote Portieren und eine entsprechende Tapete eine höchst festliche, einheitliche Wirkung entwickeln liesse. Statt dessen tapeziert man den Raum in jenen widerwärtig brandigen graubraun-rötlichen Tönen, die als Tischdecken zwar auch scheusslich sind, aber hier wenigstens den Sinn haben, dass man keine Flecken darauf sieht, und behängt die Fenster mit ebenso braunen läppisch-kubistisch gemusterten Vorhängen. Jedes kleine Wirtschäftchen glaubt sich eine Veranda mit riesigen Spiegelglasscheiben vorbauen zu müssen, auch wo weiter gar keine Aussicht zu bewundern ist und wo diese Scheiben den einzigen Effekt haben, den Maßstab des Gebäudes und seiner ganzen Umgebung in die Luft zu sprengen — während sie an grossen Bauten natürlich ihren guten Sinn haben. Man wende nicht ein, dem Besucher sei dies alles gleichgültig. Er gibt sich selbstverständlich nicht begrifflich Rechenschaft, warum er das eine oder andere Lokal vorzieht, aber er fühlt sich gefühlsmässig zum einen hingezogen und vom andern abgestossen. Das Publikum hat keinen entwickelten, bewussten, aber einen instinktiven Geschmack und es zieht diejenigen Lokale vor, die «Stimmung», «Cachet» haben, diejenigen, in denen eine einmal angeschlagene Tonart auch wirklich durchgehalten wird. Welcher Charakter dies im einzelnen ist, ist gar nicht in erster Linie wichtig, wichtig ist, dass ein Gebäude oder Lokal überhaupt Charakter hat. Wo ein Haus einen in irgendeiner Richtung altmodischen Eindruck macht, ist also sehr zu überlegen, ob nicht gerade dieser spezifisch altmodische Eindruck ganz bewusst gepflegt und herausgearbeitet werden sollte; beispielsweise kann die alte Veranda mit den vielbelächelten Gusseisensäulen mit eisernem Rankenwerk und Kapitälchen durch einen weissen, einen hellblauen oder hellrosa Anstrich ins geradezu Modern-Surrealistische übersetzt werden; infolge ihrer oft graziösen Zartgliedrigkeit sind solche Veranden gar nicht so «unmöglich», wie sie in verkommenem, dunkelgestrichenem Zustand oft erscheinen mögen. Wenn heute Wirtschaften mit faustdick aufgetragenem «Heimatstil» Furore machen, so wirkt das nur so lange, bis man sich an diesem nachgerade internationalen Heimatstil sattgesehen hat, denn auch er bedeutet einen neuen Schematismus, ein Rezept, der das Charakteristische mehr vortäuscht als wirklich bietet, aber die Beliebtheit dieses Heimatstils ist eine eindringliche Warnung und ein Beweis dafür, wie das heutige Publikum Hunger nach einer vergleichsweise privaten, geborgenen, unproblematischen Umgebung hat, so dass es sie selbst in Form eines so zweifelhaften Surrogates annimmt. Das ist ein Fingerzeig, dass das Bedürfnis weiter Kreise in Reaktion auf die Zeitereignisse eben in der Richtung auf das Intime, Kleinteilige und Charakteristische geht. Und hierin liegt für die älteren Hotels und Pensionen eine Chance, die sie nicht versäumen sollten, denn sie können aus ihrer eigenen Substanz heraus in vielen Fällen gerade das wirklich bieten, was Neubauten der genannten Art in Form eines fragwürdigen Ersatzes zu bieten suchen — eben das Charakteristische, Einmalige, den Ausdruck des Traditionellen, Unerschütterten. Jedenfalls wird man sich vor jedem Schematismus hüten müssen: weder die moderne, noch die traditionalistische Ausstattung sind Allheilmittel, die ohne genaues Studium des Einzelfalls angewendet werden dürften. Wo ein Projekt in den Händen eines guten Architekten liegt, wird dieser den Weg zu finden wissen. Zur Beratung der wohl zahlreichen Kleinbetriebe, die der Sanierung bedürfen, sollte eine kleine Equipe geschmackvoller Architekten und Innenarchitekten von Amtes wegen zusammengestellt werden, die in vielen Fällen auf relativ billige Verbesserungsmöglichkeiten aufmerksam machen könnte, für die dem Besitzer einfach der geschulte Blick fehlt — und die Gewährung von Subventionen aus öffentlicher Hand müsste von der Befolgung der Ratschläge dieser begutachtenden Kommission abhängig gemacht werden, denn damit, dass man sie an verfehlte Umbauarbeiten wendet, ist niemandem geholfen. *Peter Meyer*

In einem späteren Heft sollen neuzeitliche Hotelbauten des In- und Auslandes zusammengestellt werden; bis dahin hoffen wir auch einige Sanierungsprojekte zeigen zu können.

Aufnahmen: J. Gaberell, Thalwil, S. 210, 218 Mitte und unten rechts, 220 unten rechts, 221 rechts zweite und unten, 222 links alle drei und oben rechts; Gemmerli, Zürich, 213 Mitte, 216, 217 ohne unten links, 218 Mitte und links; E. Gyger, Adelboden, 212 oben; H. C. Maeder, Brienz, 221 oben links; Perrochet-Matile, Lausanne, 215 Mitte; W. Pleyer, Zürich, 217 unten links, 221 unten links; F. Schneider, Luzern, 209; alle übrigen Photoglob, Zürich.